Abonnementspreis
[illegible] der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Sächsische Arbeiterwelt", Bringerlohn 50 Pf., bei Selbstabholung in der Expedition 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6062) pro Vierteljahr M. 2.25. Unser Preisgebiet für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
an Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger täglicher Wiederholung unter Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Erscheint täglich mit Ausnahme von Sonn- und Feiertage.

Nr. 160. | Dresden, Dienstag den 15. Juli 1902. | 13. Jahrg.

Fabrikgesetz und Fabrikinspektoren in der Schweiz.

Z. **Zürich**, 9. Juli.

Die schweizerischen Fabrikinspektoren und der Bergwerksinspektor haben jüngst für die beiden Jahre 1900 und 1901 ihre Amtsberichte veröffentlicht. Von 1899 bis 1901 ist die Zahl der dem eidgenössischen Fabrikgesetz unterstellten Betriebe von 5919 auf 6121 und die der Arbeiter von 240 978 auf 243 107 gestiegen. Dabei hat aber die Industrie der deutschen Schweiz, die von der allgemeinen Wirtschaftskrise stark in Mitleidenschaft gezogen wurde, nicht unerheblichen Rückgang erfahren, so daß die Zunahme einzig auf die welsche Schweiz entfällt. Daran partizipieren fast alle Industrien, nur die Industrie der Erden und Steine macht davon Ausnahme. Den Hauptanteil an dem Wachstum hat die Uhren- und Bijouterieindustrie. Die Industrialisierung der welschen Schweiz macht demnach rasche und bedeutende Fortschritte.

Recht bedauerlich ist die weitere Ausbreitung der Hausindustrie. Dr. Schuler berechnet allein für die Stickereiindustrie die Zahl der Heimarbeiter auf mindestens 20 000 und für die Seidenindustrie auf 26 000. Wie in Deutschland benutzen zuchtlose Ausbeuter, die sich keiner Ordnung fügen wollen, auch in der Schweiz die gemeinschädliche Einrichtung der Hausindustrie, um sich den Arbeiterschutzgesetzen zu entziehen. So werden, namentlich von Stickereifabrikanten, größere Betriebe zerlegt; der Arbeitsraum muß zugleich als Wohn- und Schlafraum benutzt werden; zugleich wird dadurch die Streichung von der Fabrikliste erreicht. Und dabei meinte ein abgebrühter großer Industrieller zum Fabrikinspektor Dr. Schuler, daß nur „Wohlwollen für die Arbeiter" das Hauptmotiv für den Betrieb der Hausindustrie sei, was wohl, wie der Aufsichtsbeamte treffend hinzufügt, niemand glaubt.

Bei den Revisionen wurde festgestellt, daß die Beschaffenheit der Arbeitsräume, die Ventilation, Beleuchtung und Beheizung beständige Fortschritte machen. Dagegen fehlt es aber auch nicht an immer wieder vorgefundenen Mißständen aller Art, wie Benutzung gesundheitsgefährlicher Kellerräume, Zusammenpferchung einer zu großen Zahl von Personen in ungenügenden Arbeitsräumen, schmutzigen Wänden usw. Die Geschäftsleitung einer großen Firma drohte mit der Einstellung des Betriebes, wenn man sie zum Tünchen der schmutzigen Wände usw. ihrer Fabrikräume zwinge!

Ueber den Verkehr mit den Arbeitern sagt Herr Rauschenbach in Schaffhausen, daß er recht lebhaft war und zwar sowohl in den am Amtssitze erteilten Audienzen, als auch in den mündlichen Unterredungen bei den Inspektionen. Am umfangreichsten ist natürlich der schriftliche Verkehr mit den Arbeitern selbst, sowie mit ihren Vertrauensleuten und den Arbeiterorganisationen. Derselbe Beamte erwähnt das schäftige Stückchen eines dem Geldsack ergebenen Statthalters (Amtshauptmanns), der einem Unternehmer direkt berichtete, daß der Arbeiterverein an seinem Orte ihn wegen grober Verstöße gegen das Fabrikgesetz angezeigt habe. Die Folge dieses schmählichen Verrats waren schwere Verfolgungen der Mitglieder des Vereins. Durch solche Vorgänge kann leider die Mitwirkung der Arbeiterorganisationen bei der Durchführung des Fabrikgesetzes stark eingeschränkt werden, was wohl auch beabsichtigt war.

Das Kapitel Unfälle und gesundheitsschädliche Einflüsse läßt neuerdings die Verwerfung der Versicherungsvorlage in der Volksabstimmung bedauern. Wie häufig werden heute noch arme, durch Unfälle unglücklich gewordene Arbeiter um ihr Recht ganz oder teilweise betrogen. Einmal sind es gewissenlose Unterbeamte, die mit Haut und Haaren dem Geldsack verschrieben sind und die Unfalluntersuchung absichtlich ganz unterlassen oder liederlich führen. (Dr. Schuler bedauert daher sehr, daß sie nicht auf Grund eines eidgenössischen Gesetzes für den Mißbrauch ihrer Amtsgewalt exemplarisch bestraft werden können, da die kantonalen Oberbehörden sich gewöhnlich mit einem nur unwirksamen Verweise begnügen.) Sodann sind es manche Unternehmer, die ihren Beitrag an den Arbeitern vorauben, indem sie vom Lohne Beiträge an die Unfallversicherung abziehen, einer solchen aber gar nicht angehören. In einem solchen Falle kam ein schwer verunglückter Zimmermann um seine ganze Entschädigungssumme von über 5000 Franken, da der Unternehmer sich insolvent erklärte und den Konkurs anmeldete, als er zahlen sollte. Der Gauner hätte ins Zuchthaus gehört. Ferner sind es nicht selten die Unfallversicherungsgesellschaften und ihre Agenten, die die Verunglückten, wenn sie ohne Rechtsbeistand sind, übers Ohr hauen und mit einer unverhältnismäßig kleinen Summe abspeisen. Insgesamt wurden in den beiden Jahren 1899 und 1900 5954 847 Franken an Unfallentschädigungen ausgerichtet.

Der Fabrikinspektor Rauschenbach wollte eine Lohnstatistik aufstellen und machte mit den Erhebungen bei der Tabakindustrie mit ihren elenden Lohnverhältnissen den Anfang. Allein nur ein Arbeiter füllte den Fragebogen aus, die übrigen Arbeiter und die sämtlichen Unternehmer „streikten", die Arbeiter offenbar auf Veranlassung der Unternehmer, so daß Herr Rauschenbach seinen Versuch aufgeben mußte. Im allgemeinen bemerkt er: „Die Löhne an und für sich sind allseitig eher im Steigen als im Fallen begriffen; dabei darf aber nicht vergessen werden, daß auch die Lebensmittelpreise, die Wohnungsmieten, überhaupt alle Lebensbedürfnisse ebenfalls eher im Preise steigen, als fallen. Bei der gegenwärtig immer noch fortdauernden wirtschaftlichen Depression ist überdies in einer großen Anzahl von Betrieben die Arbeitszeit und damit der Arbeitslohn für längere Zeit reduziert worden, woraus für zahlreiche Familien eine empfindliche Reduktion des Budgets, und damit eine verschlimmerte Lebenshaltung sich ergeben hat."

Dr. Schuler macht verschiedene lohnstatistische Angaben, wonach durchschnittlich verdienen in Spinnereien die Männer 2,50 bis 4,80 Fr., die Frauen 2,20 bis 2,40 Fr., in Webereien die Arbeiterinnen 1,50 bis 3,30 Fr. und 3,60 Fr., in der Schiffchenstickerei 1,50 bis 6 Fr., die Arbeiterinnen 2 bis 2,80 Fr., in der Konfektion 2 bis 2,50 Fr., in der Hutindustrie 1,50 bis 3 Fr., in Textilwarenfabriken 2 bis 2,50 Fr., in chemischen Fabriken 2,60 Fr., in Hadernsortiereien 1,50 bis 3 Fr., wobei es sich um Arbeiterinnen handelt. In einer großen Maschinenfabrik betragen die durchschnittlichen Tagesverdienste für Gießer 5,12, Schmiede 5,40, Schlosser 5, Dreher 5, Spengler 5,50 Fr. Die Buchdrucker kommen durchschnittlich auf 5,20 Fr., die Müller auf 4,70 Fr., die Bierbrauer auf 6,20 Fr., die Zimmerer auf 4,60 Fr., die Schreiner auf 4,75 Fr. In der Industrie der Erden und Steine beträgt der durchschnittliche Tagelohn für Jugendliche 2,75 Fr., für Erwachsene 3,20 bis 3,80 Fr.

In welchem Maße die Lebenshaltung teurer geworden, zeigt Dr. Schuler an einem Vergleich der Preise der wichtigsten Lebensmittel in den Jahren 1835 bezw. 1840 bis 1900. Für jene Jahre die Preise gleich 100 gesetzt, kostete das Kilo Brot im Jahre 1890 146, 1900 119, Fleisch 1893/96 263, Milch 1895 [illegible], Butter 314. Demnach sind die Brotpreise am wenigsten gestiegen, während die Erhöhung der Preise der andern Artikel das 3- bis 3½fache ausmacht, in welchem Verhältnis die Arbeitslöhne nur ganz ausnahmsweise gestiegen sein dürften.

Recht erfreulich ist die fortschreitende Verkürzung der Arbeitszeit. Während im dritten Kreise (Schaffhausen, Basel usw.) 1895 noch 56,9 Proz. der Betriebe die elfstündige Arbeitszeit hatten, waren es im Jahre 1901 nur noch 43,4 Proz., so daß in der größeren Hälfte der Fabriken nur noch 10½ bis unter 9 Stunden herab gearbeitet wird. 16,6 Proz. der Betriebe arbeiten 10 und weniger Stunden. Dr. Schuler wünscht die baldige Revision des Fabrikgesetzes zur Verkürzung der Arbeitszeit. Mehrfach ist man in den letzten zwei Jahren auch dazu übergegangen, am Sonnabend nachmittag früher Feierabend zu machen oder gar nicht zu arbeiten. Ein Schuhfabrikant ließ darüber abstimmen, wobei sich 43 Arbeiterinnen dagegen und 42 dafür erklärten. Der Fabrikant gab dann allen jenen frei, die es wünschten. Ohne Lohnausfall würden die Arbeiterinnen den freien Sonnabend nachmittag gerne annehmen.

Ueber die Durchführung des Fabrikgesetzes läßt sich sagen, daß es im allgemeinen überall beobachtet wird, namentlich überall da, wo Arbeiterorganisationen bestehen. Geklagt wird wiederum über die Parteilichkeit und unzulässige Handhabung des Gesetzes durch untere Beamte, von denen manche die völlig ergebenen Handlanger der Unternehmer sind. Auch manche Richter sind von derselben Qualität. Die empörendsten Gesetzesverletzungen halten sie mit Bußen von 2, 5, 10 und 20 Franken für genugend gesühnt, wobei, wie Dr. Schuler mit einem gewissen Ingrimm bemerkt, „Uebertretungen in der Mehrzahl der Fälle noch immer profitabel sind."

Daraus folgt, daß die Arbeiter überall durch zielbewußte Ausübung ihres Stimmrechts die Handlanger des Geldsacks aus den Verwaltungsämtern wie aus den Gerichtsbehörden entfernen und durch gewissenhafte, unparteiische Beamte ersetzen sollten, die dem Gesetze auch gegen einflußreiche und brutale Schlotbarone Geltung zu verschaffen willens und fähig sind.

Politische Uebersicht.

Das böse Gewissen.

Einen würdigen Epilog zum Ministerium Thielen bietet die Vorrede zu dem eben erschienenen neuesten Bande der Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Der Verein war im Jahre 1897 dem Antrage näher getreten, die Verkehrspolitik der deutschen Binnenwasserstraßen und Eisenbahnen sowie die Konkurrenz dieser beiden Verkehrswege einer Untersuchung zu unterziehen. Im Interesse einer vollständigen Behandlung des Gegenstandes wurde insbesondere beschlossen, die Verhältnisse der Arbeiter und Angestellten in den Verkehrsgewerben zu erörtern. Für die preußischen Eisenbahnen erwies sich das gedruckt vorliegende Material zwar als wertvoll, aber nicht als ausreichend, weil es in der Hauptsache nur Durchschnittszahlen gab.

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

(38. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

XV.

Am dritten Tage nach Frau Käthes Erkranken, gegen zehn Uhr morgens, saß Doktor Bode in recht wehmütiger Stimmung an dem Fenster seiner Zelle; wochenlang hatte er den Zwang des Gefängnislebens mit gutem Humor getragen, hatte die großen Leiden durch fortschreitende Selbstbeobachtung sich ferne zu rücken und dadurch zu mildern gewußt, hatte über einen Kalfaktor, einen Dieb politischer Abstammung, herzlich gelacht, hatte seinen Montaigne gelesen und an Klatsche geschrieben und hatte in den langen, dunklen Abendstunden über Mathe, Montaigne, über Herrn Mettmann und die romische Litteratur nachgedacht.

Jede Woche einmal zu der festgesetzten Besuchszeit war der Witzredakteur von der „Fanfare" ins Sprechzimmer gekommen, hatte die Beamten durch Mitteilung der neuesten Klatsche erfreut und hatte endlich dem Gefangenen einige bessere Zigarren herein- und seine Leitartikel herausschmuggeln gesucht; sonst war niemand zu ihm gekommen.

Heute, wo ihn nur noch wenige Tage von der schönen Freiheit trennten, war die ruhig heitere Stimmung von ihm gewichen; er versuchte es, einige Verse an Käthe niederzuschreiben, gestern nach Sonnenuntergang waren sie ihm durch den Kopf gegangen; da er kein Licht brennen durfte, hatte er Zeit gehabt, an den Versen stundenlang herumzubessern. Jetzt, wo die Strafe ihrem Ende nahe war, fing er erst an, das Entwürdigende, die Schande seiner Verurteilung zu empfinden, und er sehnte sich nach seiner Freiheit wie nur einer der Bewohner des großen Gefängnisses.

Es mochte wenig nach neun Uhr sein, die Sonne erreichte noch nicht den Boden seiner Zelle, als ein Schließer ihn zu dem Herrn Inspektor berief. Der Beamte, der den gebildeten Gefangenen immer mit großer Rücksicht behandelt hatte, überreichte ihm stumm ein geöffnetes Telegramm.

Es war vom gestrigen Abend, aus Rom datiert, und vom Professor unterschrieben. Bode las:

„Erhalte soeben erst auf Umwegen dringliche Depesche aus Berlin, sie lautet wörtlich: Bitte herzlich, komme sofort zurück. Käthe."

Bode sank erbleichend auf den nächsten Stuhl nieder, der Beamte blickte ihn fragend an.

„Es muß ein Unglück geschehen sein," stammelte Bode; „ich bitte, Herr Inspektor, ist es möglich, daß ich das Gefängnis auf einige Stunden verlasse?"

„Ich will Sie sogleich zum Herrn Direktor führen," erwiderte der Beamte schnell.

Auf dem Wege durch die langen dunklen Gänge teilte Bode dem wohlwollenden Manne seine Befürchtungen mit; seine Frau habe er in gesegneten Umständen verlassen, die Entscheidungsstunde sei aber erst für das Frühjahr erwartet worden.

In dem großen und behaglichen, wenn auch recht einfachen Wohnzimmer des Direktors, welches dem Gefangenen nach so langer Haft als eine Stätte des Luxus erschien, übernahm der Inspektor die Meldung; im Ton seiner Stimme lag eine warme Empfehlung des Häftlings, der einen Urlaub nachsuchte, um nach seiner kranken Frau sehen zu können.

Der Direktor las das Telegramm aufmerksam durch und blickte den Gefangenen scharf an.

„Was sind das für Geschichten?" fragte er. „Wer ist denn der Mann, der die Depesche schickt, und wo lebt Ihre Frau? Und woher wissen Sie, daß sie krank ist?"

Als Bode zögerte, erklärte der Inspektor den Zusammenhang: daß die Frau in Berlin lebe, daß Bode ihr aus Rücksicht auf ihren Zustand seine Verurteilung verschwiegen habe.

Der Direktor stand auf und ging einigemale hin und her, endlich fragte er kurz:

„Wie war die bisherige Führung des Gefangenen?"

„Tadellos!" rief der Inspektor.

„So geben Sie ihm zwei Tage Urlaub."

Wie im Traume kehrte Bode in seine Zelle zurück, nahm Hut und Ueberrock und folgte dem Schließer; Bücher und Papiere ließ er in seiner Zelle, er kehrte ja wieder zurück.

Beim Inspektor wurde der Entlassungsschein rasch ausgefertigt, dann wurde Bode beim ersten Posten vorbei über den breiten Hof geführt, der Schließer zeigte den Schein der Wache am Haupttore, und Doktor Bode stand plötzlich auf der Straße, auf der eine dünne Schneeschicht in der Sonne glänzte; es hatte die Nacht über ein wenig gefroren.

Bode wünschte Flügel zu haben, um in kürzester Frist nach der Großgörschenstraße gelangen zu können, aber nicht einmal eine Droschke hatte er zu seiner Verfügung; so weit er blicken konnte, kein Wagen, kaum ein vereinzeltes Haus oder ein eiliger Mensch. Wie in weiter Ferne hatte sich im lichten Morgennebel die dunkle Tuntmasse, die über der Stadt lagerte; nur ein Goldblitz leuchtete hervor: es mochte die Viktoria auf der Siegessäule sein.

Bode ging trotz seiner Hast langsam über den knirschenden Schnee und über die klirrenden, dünnen Eisblätter, welche die Wagengeleise bedeckten; es war ihm gar zu traurig, daß er so ganz allein das Gefängnis verließ und nicht einmal wußte, welche Schrecken ihm zu Hause erwarteten; vielleicht war alles tot, und er tat besser, ins Gefängnis zurückzukehren und zu bitten, daß man ihn immerdar in seiner Zelle leben ließ wie in einem Kloster.

Unter solchen Gedanken schritt er stetig weiter. Ein altes Bauernweib, das ihn von ferne hatte aus dem berüchtigten Gebäude kommen sehen, wich ihm aus; er war gewiß ein Räuber, seine finstere Miene sah danach aus.

Endlich bei Moabit kam aus einer Seitenstraße eine leere Droschke herangehumpelt. Bode stieg hinein und gab dem Kutscher seine Wohnung an; der gemächliche Trab des Gaules reizte nun auf einmal seine Ungeduld aufs äußerste. Immer wieder steckte er seinen Kopf zum Türfenster hinaus und trieb den gleichmütigen Mann auf dem Bock zu größerer Eile an, doch unbekümmert um die Ungeduld des Fahrgastes und um das Zucken des Kutschers behielt der Gaul seine gewohnte Gangart bei und trottete seinen Weg durch die Vorstadt und durch den Tiergarten. Hier erblickte Bode plötzlich einen besseren Wagen mit einem jüngeren Pferde; rasch nahm er die Gelegenheit wahr, und eilig ging es jetzt in dem neuen Gefährt seiner Wohnung zu.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020715/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG